In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 219. Posen, den 23. September 1928. 2. Jahrg.

Knockout Europa.

Ein phantastischer Roman von Ludwig von Wohl.

11. Fortsetzung.

Der Punkte fehlte noch, der archimedische Punkt, von dem aus man die Welt —

„Die Welt ist jetzt ganz voll von solchen Sensatiönchen,“ sagte Tom Sharkey.

„Wissen Sie das Neueste? General Jouvain hat bei den Waffenstillstandsverhandlungen mit den aufständischen Drusen und Arabern Mohammed Abdallah überfallen lassen und ihn wegen seiner zerrütteten Nerven in ein Sanatorium geschickt.“

Joe Warlington fuhr hoch. „Das kostet mich zehntausend Dollar,“ schrie er entrüstet. „Ich habe mit Harry Henderson gewettet, Old Mohammed haut die Franzosen, wie er will!“

„Der Aufstand ist damit natürlich entschieden,“ meinte Tom Sharkey. „Dieser Mohammed Abdallah war die Seele der ganzen Bewegung. Er hatte viele Freunde im Orient. Die Engländer werden sich ärgern ... Pech .... ich höre schon Sir Chesters fluchen ... er hat ein hübsches Register dafür!“

„Woher weißt du die Sache mit dem alten Mohammed, Tom?“

Tom Sharkey blähte sich. „Ich weiß, was ich weiß. In den Zeitungen steht es erst morgen.“

„Ich glaube an die ganze Geschichte nicht,“ sagte Reerink heiser.

Tom Sharkey musterte ihn verächtlich. „Sie mögen vielleicht besser schwimmen als ich,“ meinte er mitleidig. „Sie haben ja so 'ne Art Probe abgelegt. Was aber Politik und Nachrichten aus erster Hand betrifft, bin ich doch wohl der bessere Mann.“

„Mohammed Abdallah-Bej ist gefangen?“ fragte Reerink lauernd, während die Gedanken in ihm aufschrien, daß er sich wunderte, wieso man sie nicht hörte.

„Ich sagte es Ihnen doch,“ ereiferte sich Sharkey. „Er sitzt so fest im Sanatorium von St. Gilles oder wie das Nest heißt ... ja richtig ... St. Gilles, wie Ihr Hirn in Ihrem Schädel ... solange ich nicht dagegen schlage!“

„St. Gilles,“ wetterleuchtete es auf. „St. Gilles?“ Der Punkt! Der Punkt! dröhnte es durch sein Gehirn.

„Ich wußte es,“ murmelte Reerink. Seine Augen leuchteten. Er stand auf und ging durch die Halle, grußlos, dem Ausgang zu.

Es flirrte und summte ihm vor Auge und Ohr.

„Hallo, wohin?“ rief Tom Sharkey verblüfft.

„Was wollen Sie denn machen?“

Reerink gab sich selbst Antwort. „Zuerst Europa vernichten,“ sagte er leichthin.

Ein brüllendes Gelächter folgte.

„Es klingt ganz ernst,“ wieherte Joe Warlington, dem die Tränen über die Wangen liefen. „Es klingt ganz ernst.“

Reerink hatte sich umgedreht und sah verständnislos auf die lachenden Gesichter.

„Was ist los?“ fragte er.

„Wa ... was wollen Sie machen?“ fragte Tom Sharkey mit schief gehaltenem Kopf zurück.

„Er will Europa vernichten,“ wieherte Warlington. „Oh ... ich habe lange keinen so guten Witz mehr gehört!“

„Haben Sie ein Maschinchen dazu erfunden, lieber Herr? Wie macht man das?“

Es war, als wenn ein Schleier zerriß, der Reerinks Gedanken bisher umhüllt hatte. Erst jetzt wußte er, daß er gesagt hatte, was sein Inneres beherrschte, seit dem Tag, an dem er gestorben war. Seinen Gedanken, der ihn so erfüllte, der so in ihn übergegangen war, daß seine Person zum Wesen des Gedankens wurde, zum Vollstrecker aus sich selbst geborenen Urteils. Der Blitz, der ihm die Angriffsstelle zeigte, den Punkt, den er suchte, um den er bangte, hatte ihn für einen Augenblick betäubt.

Er hatte, ungedeckt, letzte Entschlüsse ein paar Menschen gegenüber gesagt. Verdammte Bande, dachte er plötzlich. Verdammte Bande! Da sitzen sie, fettgemästete Truthähne auf dem großen Geflügelhof der Kultur —

Die rote Welle stieg wie eine Wolke in ihm empor.

Tom Sharkey war aufgestanden und stelzte in feierlich sein sollenden Schritten auf ihn zu.

„Dutchman,“ sagte er freundlich. „Bleib hier und trink ein bißchen Sodawasser. Du kannst so nicht auf die Straße gehen. Du wirst dir das Gehirn erkälten. Das wäre schade.“

Seine liebevolle Betulichkeit ließ die Herren aufheulen vor Lachen. George Bruce lachte mit, in einer selten gequälten Erregtheit. Irgendwie mußte das ein böses Ende nehmen, sagte eine Stimme in ihm, die er vergebens zu überlachen suchte.

Er setzte sogar an, um Sharkey zurückzurufen, aber etwas anderes, Unverständliches hinderte ihn daran.

„Man gibt mir und nimmt mir,“ dachte er in einer seltsamen Erbitterung. „Weiter darf ich nichts.“

„Dutchman,“ begann Tom Sharkey wieder, „bleib' bei uns. Du bist ein so wunderbarer Clown. Du darfst nachher auch Europa vernichten ... meinetwegen. Aber jetzt mußt du Sodawasser trinken. Was hast du für einen heißen Kopf.“

Sein Atem roch nach Whisky. Die dunstige Welle legte sich schwer um Reerinks Hirn. Er sah das Gesicht mit den geröteten Augen — Sid Paynes Rausch war das, berauschtes Europa, berauschtes Abendland — Sicherlich hatte dieser Mann Ta'avale getötet und — und —

Reerink lächelte, trotz den blutigen Sternen, die ihn umtanzten. Es war ein böses Lächeln. George Bruce brach sein Lachen ab und preßte die beiden Hände gegen das plötzlich wild klopfende Herz.

„Ich muß Sie zeichnen,“ hörte sich Reerinks wie aus weiter Ferne sagen. Er riß an einem Stück Fleisch, trotz der wahnsinnig grellen Schreie um ihn herum. Es ging ab, als wenn es gekocht gewesen wäre.

Tom Sharkey lag, die Hände am Kopf, am Boden und stampfte mit den Füßen. Der Schaum stand ihm vor dem Mund.

Neerink ließ die blutende Ohrmuschel fallen und sah auf die erstarrten Gentlemen.

Warlington war ohnmächtig geworden.

Eine volle Sekunde, eine Ewigkeit sah Neerink auf die Männer. Dann war er mit ein paar Schritten aus der Halle.

Als sich die Erstarrung löste, vermochte noch immer niemand, den Klubraum zu verlassen.

Man hob den blutenden Sharkey auf. Doktor Madison, der Klubarzt, war sofort zur Stelle und verband ihn. Aber niemand verließ das Zimmer.

Auch an Polizei dachte niemand.

Da draußen war —

„Warum läufst du ihm nicht nach?" flüsterte Bill Ewards dem riesigen Stone zu.

„Ach, halt den Mund," antwortete der Mann, der manchen Professional-Schwergewichtler umgelegt hatte. Aus Spaß, wie er zu sagen pflegte.

Am Ende der siebzehnten Straße merkte Gerd Neerink, daß er Mantel und Hut in der Klubgarderobe liegengelassen hatte.

Er kehrte um und holte die Sachen.

Flüchtig wunderte er sich über die zitternden Hände des Klubdieners, der ihm in den Mantel half.

Die Nachtluft war kühl und trocken.

Er reckte sich in einem unbändigen, kampffrohen Kraftgefühl.

„Bald," sang sein Hirn. „Bald!"

Morgen früh ging die Aquitania nach Southampton . . .

VIII.

„Teufel noch mal!" schimpfte Raymond Leferrand, als er eintrat. Der große Gastraum in der „Goldenen Kugel" war überfüllt.

Die Luft konnte man mit dem Messer zerschneiden, and ein betäubendes Stimmengewirr brach bei seinem Eintritt plötzlich ab.

„Das ist Vater Leferrand," sagte Antoine Pasdeloups.

„Hierher, Alter, und höre den neuesten Skandal! Was für Schurken!"

Leferrand war etwas aus der Fassung.

Um diese Zeit waren doch sonst nicht so viele Leute mehr in der Kneipe. Halb St. Gilles schien sich ein Stelldichein gegeben zu haben.

Er zählte unwillkürlich: — fünfunddreißig, vierzig — siebenundvierzig Männer, von denen die meisten um diese Zeit zu Haus waren. Die Bäuerinnen pflegten darauf zu halten.

„Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Herr Leferrand," sagte eine Stimme, die er nicht kannte. „Bitte, erweisen Sie mir die Ehre, ein Glas mit mir zu leeren . . . auf das Wohl aller anständigen Leute!"

Das war höflich! Der Mann hatte Manieren.

„Es ist mir ein Vergnügen, mein Herr," sagte Raymond Leferand und nahm das Glas Absinth mit freundlichem Kopfnicken an.

„Setz' dich, Alter, und hör' zu," knurrte Jean Bricot mit dem Holzbein. „Der Herr kommt aus Paris, wo die Steuern gemacht werden. Aus dem lieben Paris. Und er erzählt Geschichtchen, sag' ich dir, Geschichtchen, daß einem die Galle platzen kann!"

Der Fremde schüttelte den Kopf. „Man kann nicht zuhören, wenn man vor Durst stirbt," sagte er. „Hallo, Kellner, bringen Sie jedem der Herren ein frisches Glas!"

François, der Kellner, lief wie ein Wiesel. Wieder siebenundvierzig Glas Absinth, nein, sogar achtundvierzig — das lohnte sich! Und es schien nicht die letzte Runde zu sein.

Ein Brummen des Einverständnisses lief rundum.

„Sehr artig, mein Herr," grunzte Jean Bricot beifällig.

Der Absinth kam und rann die Kehlen hinunter.

„Also aufgepaßt, Freunde," sagte der Fremde. „Ich will weitererzählen. Denkt euch, man hat in aller Stille Léon Peyraud und Jacques Duval verhaften lassen. In aller Stille. Ich brauche euch nicht zu sagen, wer Léon Peyraud ist. Ich brauche euch nicht zu sagen, wer Jacques Duval ist. Ihr wißt es so gut wie ich, was diese Männer für das Volk getan haben. Diese Leute, die ihren Reichtum, ihre Millionen nur dazu verwandten, dem Volk zu helfen!"

„Ah . . . ich glaube wohl, mein Herr," sagte Antoine Pasdeloups entrüstet, der beide Namen zum erstenmal hörte.

Jean Bricot schlug mit der Faust auf den Tisch. „Warum hat man sie verhaftet?" schrie er wütend.

Der Fremde verzog den Mund. „Das fragen Sie, mein Herr?" meinte er. „Sie, ein guter Franzose? Sie wissen ja wohl, welche Herren in der Regierung sitzen, und was diese Herren wollen! Das Volk soll kein Geld bekommen. Je mehr von diesen Schreiern und Hungerleidern sterben, desto besser ist es. Ein Mann, der nicht sein eigenes Auto und mindestens fünfzigtausend Franken Einkommen hat, ist nicht berechtigt, zu existieren!"

„Das ist infam!" fluchte Jean Bricot, der an seine Pension von hundertfünfzig Franken im Monat dachte, mit der man herrlich verhungern konnte, wenn man es nicht vorzog, mit Schnürsenkeln zu handeln oder zu betteln. Er, der sein Bein an der Marne verloren hatte —

Der Blick des Fremden überflog die Versammlung. Er schien zu taxieren. „Noch eine Runde!" rief er dem Kellner zu.

Als der Absinth kam, stand er auf: „Ich trinke auf das Wohl von Léon Peyraud und Jacques Duval!" rief er. „Auf das Wohl der Volksfreunde, die man unschuldig leiden läßt."

„Peyraud . . . Duval . . sie sollen leben!" schrien viele Stimmen.

Alles scharrte erregt mit den Füßen.

„Was hat man mit ihnen denn gemacht, Verehrter?" fragte Antoine Pasdeloups.

Der Fremde wandte sich zu ihm und sah ihm fest ins Gesicht. „Sie sollen es wissen," sagte er langsam und eindringlich. „Man hat ihnen keine Schuld nachweisen können. Aber da man sie nicht freilassen wollte, hat man sie in ein Sanatorium gesteckt — zur Kräftigung ihrer Gesundheit. Ein schönes Haus, Freunde! Der Concierge hat einen Revolver in der Tasche. Wer über die Mauer zu klettern versucht, wird erschossen oder in die Zwangsjacke gesteckt. Wirklich, es ist ein reizendes Haus!"

Ein Wutschrei ging durch das Zimmer.

„In diesem Haus sitzen Léon Peyraud und Jacques Duval," fuhr der Fremde fort.

„Man hat sie nicht einmal von ihrer Familie Abschied nehmen lassen!"

Die Wut stieg auf den Siedepunkt.

„Und wißt Ihr, wo das Sanatorium ist?"

Einen Augenblick schwiegen alle.

„Das Haus von Doktor Lantelme?" fragte Raymond Leferrand zögernd, ohne dem Gedanken ganz Raum zu geben.

Der Fremde nickte mit funkelnden Augen.

Da schrien sie alle auf in einem Paroxysmus der Wut, der längstgehabte Zweifel, Ahnungen, Argwohn zu entladen schien.

„Man muß diesem Doktor Lantelme die Eingeweide aus dem Bauch ziehen!" schrie Bricot und schlug mit seiner Prothese heftig auf den Boden.

„Man muß ihm die Bude anzünden!" heulte Raymond Leferrand.

Der Fremde sah das Zögern einer Gruppe.

„Der Doktor ist unschuldig," sagte er kopfschüttelnd.

(Fortsetzung folgt.)

Die Menschheit...

Die letzten Ergebnisse der Bevölkerungsstatistik.

Schätzungen und Volkszählungen, die Bevölkerung der ganzen Welt betreffend, ergaben im Jahre 1913, dem letzten Vorkriegsjahr, eine Summe von 1808 Millionen Menschen. Mit dieser Zahl waren alle „Seelen" erfaßt, die zu jener Zeit sich des Lebens auf unserem Planeten erfreuten. Dann kam der Krieg — und mit ihm riß auf viele Jahre hinaus jede internationale Zusammenarbeit auf dem Gebiet der Bevölkerungsstatistik ab. Alle Listen verstaubten, gerieten in Unordnung, konnten nicht mehr geführt werden, da keinerlei auch nur halbwegs zuverlässige Daten zu erreichen waren. Man tappte im Dunkeln. Erst nach Jahren setzte sich der Völkerbund zur Aufgabe, auch auf diesem Gebiet internationalen Gemeinschaftswirkens wieder die ersten Fäden fruchtbringender Beziehungen anzuknüpfen. Er war in der Lage dazu, dank seines außerordentlichen Nachrichtenapparates und dank des ungeheuren Quellenmaterials, das ihm jederzeit zur Verfügung steht. Nun ist vor kurzem von ihm ein großes internationales statistisches Handbuch herausgegeben worden, in dem ein ungeheuerliches Zahlenmaterial zusammengetragen worden ist. Es enthält Statistiken auf fast allen Gebieten menschlicher Betätigungen und Zusammenarbeit — enthält eine Fülle von Material, das für jeden Politiker, Volkswirtschaftler und Sozialpolitiker von grundlegender Bedeutung ist. Unter anderem aber finden wir in diesem Handbuch auch die neuesten statistischen Angaben über die derzeitige Erdbevölkerung, über ihre Zahl und vor allem über die Veränderungen, die stattgehabt haben in dem langen Zeitraum von dem letzten Vorkriegsjahr an bis zum Jahre 1926; und diese Angaben sind selbst für die breite Allgemeinheit — und nicht nur für den Fachmann — außerordentlich interessant und aufschlußreich.

Aus ihnen geht nämlich hervor, daß die Menschheit zahlenmäßig — trotz aller Kriege, trotz aller Revolutionen, trotz aller Epidemien, die in ihrer Gesamtheit viele Millionen an Opfern gefordert haben — in gewaltiger Zunahme begriffen ist. Binnen dreizehn Jahren hat sich die Bevölkerung der Erde um sage und schreibe 124 Millionen Köpfe vermehrt; denn zu Ende des Jahres 1926 ergaben die Erhebungen des Völkerbundes rund 1932 Millionen Menschen gegen 1808 im Jahre 1913. Um sieben Prozent also hat in dem genannten Zeitraum die Menschheit sich vermehrt! Auf das Jahr umgerechnet würde das mehr denn ein halbes Prozent ausmachen. Rechnet man dies auf das vergangene Jahr und die letzten Monate um, so ergibt sich, daß heute demgemäß die Erdbevölkerung rund 1950 Millionen Köpfe ausmachen muß, und die Zeit steht bereits dicht bevor, in der die zweite Milliarde voll sein wird!

Von dieser irdischen Gesamtbevölkerung fällt heute mehr als die Hälfte, fallen 1026 Millionen Menschen allein auf Asien! Dieser Erdteil hat auch die zahlenmäßig stärkste Bevölkerungszunahme in den letzten dreizehn, beziehungsweise vierzehn Jahren erfahren, und zwar berechnet das Material des Völkerbundes eine Zunahme um 48 Millionen Menschen. Was das heißt, wird am besten klar, wenn man sich verdeutlicht, daß das ganze Deutsche Reich gegenwärtig 63 Millionen Einwohner zählt — also nur fünfzehn Millionen mehr, als Asiens Bevölkerungszunahme in der genannten Zeitspanne betrug. Naturgemäß hat an dieser Zunahme China den weitaus stärksten Anteil, obschon dort ein Menschenleben immer noch so billig ist wie eine Brombeere — um einen vulgären Vergleich zu gebrauchen. Das Schlagwort von der gelben Gefahr erhält also auch durch diese Statistik eine grelle und beträchtliche Beleuchtung. Uebrigens soll China zurzeit 450 Millionen Einwohner in seinen Grenzen beherbergen — das sind nur 64 Millionen Köpfe weniger, als der Erdteil zählt, der die zweitgrößte Bevölkerung unter den Kontinenten aufweist, nämlich Europa! Man kann sich heute schon ausrechnen, wann der Zeitpunkt da sein wird, zu dem das chinesische Reich die Bevölkerungsziffer ganz Europas nicht nur erreicht, sondern übertreffen wird. Ob dann, wie oft prophezeit worden, wirklich der Zug der Mongolen „auf den Spuren des Dschingis-Khan" gegen das Abendland einsetzen wird? . . . Beängstigend ist jedenfalls die Tatsache, daß die Bevölkerungszunahme in Asien seit Kriegsbeginn viermal so stark gewesen ist, wie die Europas. Europa zählt gegenwärtig 514 Millionen Einwohner. Die Zunahme der Bevölkerung seit 1913 betrug nur drei Prozent. Schuld daran ist zum Teil der Krieg, mehr aber noch die Nachkriegszeit mit ihren Entbehrungen, ihren Seuchen und vor allem mit ihrem erschreckenden Geburtenrückgang, von dem man auch in Deutschland ein trauriges Lied singen kann.

Von anderem Gesichtspunkt, nämlich dem der relativen Zunahme im Verhältnis zur Einwohnerzahl, wird aber Asien noch von Australien übertroffen. Australien, das heißt ganz Ozeanien, zählt heute neun Millionen Einwohner. Das bedeutet eine Zunahme seit dem letzten Vorkriegsjahre von mehr als fünfzehn Prozent! Von den übrigen Erdteilen zählt heute Amerika 232 Millionen und Afrika 146 Millionen Seelen.

Alle diese fast zwei Milliarden Menschen sind naturgemäß in Staaten oder sonstige größere Verbände eingegliedert — fast . . . sagen wir; denn auch hier gibt es Ausnahmen — gibt es eine Menschenklasse, die eigentlich, wenigstens in ihrer heutigen zahlenmäßigen Stärke, erst seit dem Ausgang des Weltkrieges existiert. Heute gibt es nämlich mehrere Millionen von Staatenlosen — also von Menschen, die weder von ihrem Geburtslande noch von dem Lande, in dem sie sich mit ständigem Wohnsitz aufhalten, die sogenannte Heimatberechtigung erhalten können . . . sie sind Menschen ohne Vaterland . . . Die meisten dieser Staatenlosen setzen sich aus Russen zusammen, dann aber auch aus Oesterreichern, Deutschen, Armeniern. Der Krieg und die verschiedensten Gebietsverschiebungen des Friedens haben diesen Menschen die Heimat genommen. Heute sind sie eigentlich nirgendwo in der Welt für die Dauer aufenthaltsberechtigt, jederzeit können sie ausgewiesen werden — vor allem dann, wenn sie sich nur das Geringste zuschulden kommen lassen. Kein Land stellt ihnen Pässe aus — wollen sie heiraten, sich scheiden lassen oder sonstige einschneidende Handlungen vornehmen, zu denen sie behördliche Erlaubnis benötigen, so sind sie auf das Schwerste behindert; sie schweben sozusagen in der Luft, kein Volk und Land breitet ihnen festen Boden unter die Füße. Für diese Staatenlosen ist es außerordentlich schwer, sich naturalisieren zu lassen, vor allem bei uns in Deutschland, wo es dazu des Einverständnisses sämtlicher Bundesstaaten bedarf. Diesen Leuten wenigstens irgendwie ein gültiges Ausweispapier zu geben, schuf der Völkerbund die sogenannten Nansenpässe, die heute die meisten zivilisierten Staaten anerkennen.

Händels Erblindung.

Ein Dokument menschlicher Seelengröße.

Vor dem Jahre 1751 arbeitete Händel an seinem Oratorium „Jephtha". Die Handschrift gibt uns erschütternde Belege über die Anfänge seiner Erblindung. Im zweiten Akt verliert sie ihre sonstige Klarheit, und bei den Worten des Schlußchors „Wie hart, wie dunkel, Herr, ist dein Beschluß", hat der Meister an den Rand geschrieben: „Bis hierher verhindert worden wegen des Gesichts meines linken Auges." Eine Erholungsreise, von der Händel am 13. Juni 1751 nach London zurückkehrte, brachte nur vorübergehende Besserung. Am Ende des Jahres war das linke Auge völlig blind und das rechte konnte auch durch dreimalige Operation nicht gerettet werden. „Händel hätte nicht Händel sein müssen", sagt H. Leichtentritt in seiner prächtigen Händel-Biographie, „um sich von seiner Erblindung niederwerfen zu lassen." Mit dem Mut und der Tatkraft einer großen Seele stellte er sich auf die unabänderliche Tatsache um und ging wieder an seine Arbeit. Er übte andauernd, um auswendig spielen zu lernen und brachte mit Hilfe von Joh. Christ. Schmidt sogar seine Oratorien-Aufführungen wieder in Gang. Als bei einer Samson-Aufführung der blinde Meister an der Orgel saß und Beard die Stelle sang: „Total eclipse! No sun, no moon!" (Völlige Finsternis! Nicht Sonne noch Mond!), die auf sein eigenes Schicksal ja so unmittelbar hindeutet, soll sich des Publikums eine tiefe Ergriffenheit bemächtigt haben. Selbst Händels prachtvoller Humor erlosch mit der Erblindung nicht. Als sein Arzt ihn tröstend auf die vielbewunderte Geschicklichkeit des gleichfalls erblindeten Musikers Stanley hinwies, meinte er fröhlich lachend: „Doktor, haben Sie nie in der Bibel gelesen: Wenn der Blinde den Blinden führt, dann fallen sie beide in den Graben?" — Später hat der blinde Händel allerdings doch mit dem blinden Stanley zusammengearbeitet, ein in der Geschichte der Musik gewiß nicht wiederkehrender Fall.

Dr. S.

Von Schauspielern, Sängern und Schriftstellern

Nacherzählt von Paul Mayer.

Der berühmte Klaviervirtuose Kalkbrenner war sehr stolz auf sein Adelsprädikat. „Wissen Sie," sagte er eines Tages zu einem Bekannten, „daß der Adel meiner Familie bis zu den Kreuzzügen zurückgeht? Einer meiner Vorfahren hat den Kaiser Barbarossa begleitet."

„Auf dem Klavier?" fragte der andere.

*

Ein fahrender Schauspieler wurde irgendwo in der Provinz mit faulen Aepfeln beworfen, weil er den „Cid" miserabel spielte. „Diese Kamele", sagte er wütend, „sie haben Corneille ausgepfiffen!"

*

Auf einer Gesellschaft bei Rossini wurde eine Dame aufgefordert, etwas vorzusingen. Sie zierte sich lange, bevor sie sich zu einer Arie aus „Semiramis" entschloß. „O, Meister, ich habe solche Angst," seufzte sie. „Und ich erst," sagte Rossini.

*

Bei der Probe eines Stückes war der Autor mit dem Schauspieler S. nicht zufrieden. „Wie kommt es, Herr S.," sagte er, „daß Sie, der Sie im Leben so heiter und urkomisch sind, in meinem Stück so trist sind?"

„Im Leben," antwortete S., „ist der Text auch von mir!"

*

Ein Impresario pflegte zu sagen: „Das Theater ist eine seltsame Lotterie. Der Autor schreibt ein Stück, die Schauspieler spielen ein anderes, und das Publikum versteht daraus ein drittes."

*

Der Komponist Rameau besuchte einmal eine schöne Dame, die einen kleinen Hund besaß. Plötzlich ergreift Rameau das Hündchen und wirft es zum Fenster hinaus. „Aber was fällt Ihnen denn ein?" ruft die Dame entsetzt. „Entschuldigen Sie, er bellt falsch," sagte Rameau.

*

Der Abbé Galiani hörte einmal bei Hofe die Sängerin Arnould. „Das ist das schönste Asthma, das ich je gehört habe", sagte er nur.

*

Tristan Bernard hatte ein Stück geschrieben, das ausnahmsweise keinen großen Erfolg hatte. Um ein Freibillett gebeten, schrieb er dem Bittsteller: „Hier ist das Billett, aber bewaffnen Sie sich mit einem Revolver, denn weit und breit ist kein Mensch."

*

Ein Autor las sein Stück im Salon der Sarah Bernhardt vor. Da das Drama langweilig war, zogen sich einige Gäste schon nach dem ersten Akt zurück. Schließlich blieb Sarah Bernhardt mit dem Dichter allein. Die Freunde der großen Tragödin hatten Mitleid mit ihr und fanden ein Mittel, ihrer Qual ein Ende zu machen. Sie neckten einen auf seiner Stange sitzenden Papagei, bis dieser rief: „Halt den Mund, halt den Mund, du ödest mich an!" Als der Papagei dies zum dritten Mal rief, wurde die Lektüre unterbrochen und nie wieder aufgenommen.

Schlager, die uns erschlagen.

(Nachdruck verboten.)

Was man so manchmal in den modernen Operetten an Textgesängen über sich ergehen lassen muß, ist schon zum Hirnerweichen. Immerhin hatte ich mich noch damit abgefunden, in später Nachtstunde auf dem Barschemel das herrliche Lied mitzusingen:

Mein Papagei frißt keine harten Eier,
Er ist ein selten dummes Vieh,
Denn weiche Eier sind ihm nie zu teuer,
Doch harte Eier frißt er nie.

Aber neuerdings mache ich nicht mehr mit, seitdem mir eine Banjokapelle den schwermütigen Song versetzt hat:

Auf einem Kaktus wächst noch keine Pflaume,
Nicht einmal im Traume
Fällt ihr das ein.
Sie wächst vielleicht auf einem and'ren Baume,
Doch auf dem Kaktus — nein!
So etwas tut die Pflaume nicht,
Denn sie hat Angst, daß sie sich sticht.

Seltsam, daß diese Liederdichter keine Angst haben, daß wir sie einmal totstechen könnten! U. E.

Aus unserem Raritätenkasten.

243.

Erasmus von Rotterdam, der gelehrteste Holländer seiner Zeit, soll als Kind sehr wenig geistige Befähigung gezeigt haben. Es wird erzählt, daß er zur Erlernung des Alphabets 7 Jahre gebraucht haben soll.

244.

Im Jahre 1716 war in Paris allgemein die Furcht erbreitet, daß ein Catlar genannter Wind, der alle 130 Jahre wiederkommen sollte, eintreten und an einem bestimmten Tage des Monats Mai Paris und Frankreich erheeren sollte. Die gehegte Befürchtung war natürlich vergeblich.

245.

Daß es bei den Gastmählern im 17. Jahrhundert selbst in den höchsten Kreisen nicht immer nobel zuging, bezeugt uns eine vom Direktor des Staatsarchivs von Dresden, Karl von Weber, mitgeteilte Anekdote. Im November 1618 fand im Palaste Karls von Liechtenstein in Wien ein Festessen statt, an dem unter anderen der Herzog von Friedland und der Sekretär Michna aus Prag teilnahmen. Anläßlich eines politischen Gesprächs gerieten diese in Streit, in deren Verlauf der Herzog seinen Gegner blutig schlug. Die zusehenden Herren, unter denen sich kaiserliche Geheimräte befanden, belustigten sich bei der Prügelei aufs beste und Michna wurde schließlich zum allgemeinen Gaudium von der Tafel gezerrt und zum Haus hinausgeworfen.

246.

Goldene Federn. Der verstorbene englische Romanschriftsteller Stanley Weyman hinterließ ein Vermögen von beinahe 2 Millionen Mark. Dies ist eine Rekordzahl für England. Charles Dickens hinterließ 1½ Millionen Mark, Anthony Trollope 1 300 000 Mark, Ridder Haggard ungefähr 1 200 000 Mark, Meredith 680 000 Mark und Josef Conrad 340 750 Mark. Das größte Vermögen, das je ein Schriftsteller hinterlassen hat, war das von Victor Hugo; seine Erben teilten sich rund 5 Millionen Mark.

247.

Die Zeit, welche bis zur Verdoppelung des Körpergewichts nach der Geburt verstreicht, ist bei den verschiedenen Lebewesen verschieden lang: Bei der Maus 4 Tage, beim Hund 8, beim Rind 47, beim Pferd 60 und beim Menschen 150 Tage.

248.

Der Hauptbestandteil vieler schön- und dickmachender Geheimmittel und Stärkungspillen ist Arsenik.

249.

Der größte Mäusejäger ist der Sperber. Er vertilgt täglich bis zu 30 Stück.

250.

Der Wert des gesamten deutscheni Viehbestandes beträgt etwas über 8½ Milliarden Mark.

251.

In nahezu 5000 Ortschaften Italiens wird niemals Fleisch gegessen.

252.

Neuyork allein leben mehr Juden als in ganz Deutschland (600 000).

253.

Der Karische Marmor ist so fein, daß Platten von 3,5 Zentimetern Dicke noch durchscheinend sind.

254.

Die japanische Riesenkrabbe erreicht mit vorgestreckten Füßen eine Länge von 3,6 Metern.

255.

An keiner Pflanze Australiens und Polynesiens findet man gefüllte Blüten.

256.

Im Verhältnis zur Kopfzahl der Einwohner wendet die Schweiz für Armen-Unterstützung mehr an als jedes andere Land der Welt.

257.

Das Eiweiß und das Gift der Klapperschlange sind aus der gleichen Menge derselben chemischen Elemente zusammengesetzt, ebenso das Rosenöl und das Steinkohlengas.

258.

Das Hauptnahrungsmittel der Tibeter ist Butter, deren Beliebtheit mit dem Alter wächst. Die größte Delikatesse ist 40 Jahre alte Butter.

259.

In England leben 40 Millionen Menschen. Diese brauchen jährlich 19 Milliarden Stecknadeln oder 50 Millionen täglich. Die Deutschen mit ihren 60 Millionen Einwohnern benötigen „nur" 14 Milliarden, demnach pro Tag 40 Millionen, während die „sparsamen" Franzosen mit 8 Milliarden im Jahr auffallenderweise auskommen.

260.

Die Ursache, daß der Skarabäus oder Mistkäfer, der in Südeuropa und Nordafrika lebt, von den alten Aegyptern als heilig angesehen wurde, ist in der Anschauung der Aegypter zu suchen, daß der Käfer ohne Fortpflanzung entstehe, da er nach dem Rücktritt des Nils im Schlamm gefunden wurde, oder man sah ihn auch wegen seiner goldglänzenden Farbe als Sinnbild der Sonne an und verehrte ihn deshalb. Dieser Sk. ist ein fleißiger Bursche; als Straßenreiniger unter den Tieren hat er für die Beseitigung des Unrats zu sorgen. Die nötigen Werkzeuge trägt er an der Stirn oder Brust bei sich, und unermüdlich dreht er Mist als Nahrung für seine Larven zu Kugeln, die er dann, sobald das Weibchen ein Ei hineingelgt hat, tief in die Erde vergräbt. Dieser heilige Pillendreher hatte im alten Aegypten seinen besonderen Kultus durch Priester und in Tempeln, und auf Obelisken, Münzen und Mumien finden wir sein Bild. Gemmen mit dem Pillendreher trug man mit Inschriften versehen als Amulette und gab sie den Toten mit ins Grab. Auf der gewölbten Oberseite des meist aus rotem Karneol gebrannten Amuletts befindet sich das vertiefte Bild des Käfers, während die andere Seite Hieroglyphen trägt.

261.

Die Augen der Eule sitzen ganz fest in ihrer Höhle und sind daher vollkommen unbeweglich. Dafür kann dieser Vogel aber den Kopf fast im Kreise herumdrehen.

262.

Die erste Polarexpedition wurde von dem Portugiesen Cortez Reale im Jahre 1500 unternommen.

263.

Van Swieten ließ alle Bücher der kaiserlichen Hofbibliothek, welche über Alchemie handelten, öffentlich verbrennen.

Fröhliche Ecke.

„Vater, warum schmierst du das Oel in die Türangeln?"
„Damit sie nicht kreischen."
„Ach Vater, könntest du das Baby nicht auch mal ölen?"

*

Hausherr: „Mimi, wie oft soll ich Ihnen bloß sagen, daß sie die Spinngewebe entfernen. Eben habe ich erst wieder eins vom Bettpfosten gefegt und ins Feuer geworfen."

Mimi: „Um Gottes willen, gnäd'ger Herr, das war ja das Ballkleid der gnäd'gen Frau für heut abend!"

*

Sie: „Bin ich das erste Mädchen, das du je geküßt hast?"
Er: „Wieso? Benehme ich mich so dilettantenhaft dabei?"